

Django Reinhardts Idar-Obersteiner Cousin starb in Auschwitz

von: Axel Redmer

Heute vor 75 Jahren befreite die Rote Armee das KZ Auschwitz, in dem neben knapp einer Million Juden auch mehr als 20.000 Sinti und Roma starben. Unter den ermordeten Sinti befand sich Wilhelm Reinhardt, ein Cousin der zum selben elsässischen Verwandtschaftszweig gehörenden Jazz-Ikone Django Reinhardt. Er hatte vor seiner Deportation mit seiner Familie in der Obersteiner Lindenbach gewohnt.

Wie sein berühmter Vetter, den in Paris vermutlich seine Berühmtheit vor der Verschleppung in ein Vernichtungslager schützte, war der 1915 im fränkischen Neustadt an der Aisch geborene Wilhelm Reinhardt Berufsmusiker. Obwohl seine Auftritte zunehmend NS-Störmanövern ausgesetzt waren, trat er unverdrossen bei jeder verbliebenen Gelegenheit mit seiner Gitarre auf. Gemäß der abstrusen Rassenideologie der Nazis galt seine Lebenspartnerin, die aus Oberstein stammende Hilda Hettrich als „Halbjüdin“. Das Paar hatte drei Söhne: Wilhelm (*1938), Robert (*1939) und Horst Werner (*1940).

Erstmals geriet Wilhelm Reinhardt am Rande einer Veranstaltung mit Reichspropagandaminister Joseph Goebbels auf dem Marktplatz ins Visier der Nationalsozialisten. Weil er den Hitlergruß verweigerte, schlug ihm der Obersteiner NSDAP-Ortsgruppenführer ins Gesicht.

Kurz vor der Geburt des dritten Kindes wurde Wilhelm Reinhardt 1940 verhaftet. Mit circa 50 Juden, Sinti und Roma aus der Naheregion kam er im Rahmen der generalstabsmäßig organisierten „Mai-Aktion“, einem Probelauf der späteren Massendeportationen, in ein provisorisches Sammellager auf dem Kölner Messegelände. Von da aus ging es weiter in das berüchtigte Warschauer Getto. Gemeinsam mit einem Bruder Karl-Josef floh Reinhardt und gelangte bis Berlin, wo er erneut verhaftet und anschließend nach Auschwitz zwangsverschickt wurde. Im dortigen „Zigeunerlager“ nahm er 1944 mutmaßlich am Aufstand gegen die SS-Wachmannschaften teil, hatte aber keinerlei Chance, ein weiteres Mal dem Lagersystem zu entfliehen. Sein ältester Sohn, der heute in Trier lebende Wilhelm Reinhardt jun., erfuhr nach 1945: „Mein Vater, mein jüngster Onkel, mein Großvater und meine Tante: Sie waren alle bei den letzten Sinti dabei, die in Auschwitz ermordet wurden. Insgesamt sind in Auschwitz über dreißig Personen meiner direkten Familie ermordet worden.“

Erst eine Woche alt, kam der kurz nach der Deportation seines Vaters geborene Horst Werner in ein Heim. Für Hilda Hettrich und ihre beiden anderen Söhne verschärfte sich die ohnehin schon extreme Alltagssituation. Wöchentlich musste sich die Rumpffamilie bei der Gestapo melden. Selbst von den Kindern wurden Fingerabdrücke genommen und Lichtbilder mit einem großen „Z“ auf der Brust gefertigt. Einmal kamen die Kinder nachts in Haft. Als Angehörige der Familien Reinhardt und Schmidt im Gestapo-Hof am Amtsgericht in der Ritterstraße antreten mussten, hieß es, die versammelten Sinti und Roma sollten erschossen werden, was Wilhelm („Ich habe Bammel gehabt.“) ebenso wie seine Angehörigen durchaus ernst

nahm. Erst nach drei Tagen durfte die Familien unter der Auflage, Idar-Oberstein nicht zu verlassen, wieder nach Hause.

In ihrer schier ausweglosen Lage offenbarte die verzweifelte Mutter den Söhnen: „Wisst ihr was? Wir springen vom Schloss runter.“ Siebzig Jahre später schilderte Wilhelm Reinhardt den abgebrochenen Suizidversuch: „Als dann meine Mutter, mein Bruder und ich zum Schloss spaziert sind, habe ich mich losgerissen und bin stufen gegangen. Alleine wollte meine Mutter aber nicht runterspringen.“

Bei Luftangriffen blieben Hilda Hettrich und ihren Söhnen die Schutzräume verwehrt. Wilhelm und Robert wagten sich trotzdem einmal in einen Bunkergang und wurden prompt von Polizisten ins Freie gejagt. „Draußen sind uns die Splitter um die Ohren geflogen!“, bleibt Wilhelm unvergessen, „Vor lauter Angst sind wir dann eine kleine Gasse hoch in eine Kirche geflüchtet. Da durften wir bleiben.“

Nachdem eine jüdische Freundin aus Polizeikreisen erfahren hatte, dass die drei Reinhardts auf einer Deportationsliste standen, warnte sie die Mutter, die zudem den Ratschlag erhielt: „Gib die Kinder in ein Heim, da sind sie sicher!“ Zuflucht fanden Wilhelm und Robert im Kinderheim Niederwöresbach, wo sie auf ihren Bruder Horst Werner trafen. In Sicherheit befanden sie sich aber keineswegs, denn die Polizei suchte anhand von Listen überall nach untergetauchten Juden, Sinti und Roma. Aus diesem Grund wurden die Reinhardt-Brüder über Oberbieber und Dormagen nach Mayen weitergereicht, was zwischenzeitlich zu ihrer Trennung führte, sie aber zugleich vor einer drohenden Entdeckung bewahrte. Wo immer die Gestapo auftauchte, hatte sie glücklicherweise nie eine Liste dabei, auf der der Name eines der drei Brüder stand. Wiederholt musste Wilhelm mit ansehen, wie Polizisten andere Kinder entdeckten und festnahmen. Nicht nur deswegen belasteten die Heimaufenthalte den jungen Sinto enorm: „In den Heimen habe ich mehr Schläge wie sonst was bekommen. Hast du den Mund aufgemacht, hast du Prügel bekommen für nichts und wieder nichts. Da wurden wir grün und blau geschlagen. ‚Wenn ihr was sagt, kommt ihr weg‘, hieß es.“ Verlässlichen Rückhalt bot allein der Zusammenhalt unter den Juden-, Sinti- und Roma-Kindern, die die gemeinsame Bedrohungslage zusammenschweißte.

Nützlich für den späteren Lebensweg blieb allein die schulische Ausbildung in den einzelnen Heimen. 1950 endete Wilhelms „Heimkarriere“. Der 12-Jährige kam zu Pflegeeltern und hatte bis zu seinem Volksschulabschluss Kühe zu hüten und weitere Arbeiten zu verrichten. Dann durfte er eine Metzgerlehre beginnen. Damit endete für lange Zeit seine Diskriminierung im Alltag. Allerdings hielten in beiden deutschen Teilstaaten die gesetzlichen und behördlichen Benachteiligungen der „Zigeuner“, wie Sinti und Roma bis in die 1980er-Jahre offiziell genannt wurden, an. Ausdrücklich war den NS-Opfern nach Kriegsende eine auch nur symbolische Entschädigung für das im Dritten Reich erlittene Unrecht verweigert worden. Dies hat sich seit der Zwangsarbeiterdebatte vor drei Jahrzehnten zwar geändert. Dafür haben rechtsextremistische und rassistische Aktionen gegen Sinti und Roma deutlich zugenommen. Bundesweit berichteten 2011 taz und andere Tageszeitungen über rechtsextreme Ausfälle gegen Wilhelm Reinhardt, der, anders als sein nach Idar-Oberstein zurückgekehrter Bruder Robert, seit vielen Jahren mit seiner Familie in Trier lebt.